

Sächsischer Erzähler

Nr. 2. | Beiblatt zum „Chemnitzer General-Anzeiger“ und zum „Sächsischen Landboten“ | 1899.

Der „Fuchs“ bei Schmiedefeld.

Geschichtliche Skizze von Fr. Bernh. Störzner.

Nachdruck verboten.

[(Schluß.)

Was für ein Wogen und Drängen in jener Zeit auf dem „Fuchs“ gewesen sein muß, kann man daraus schließen, was der damalige Pastor Jacob in Schmiedefeld wörtlich berichtet: „In diesem Jahre 1813 hatte Schmiedefeld an Einquartierung: 4 Divisions- und 10 Brigade-Generale, 32 Oberste, 28 Oberst-Deutnants, 49 Majore, 387 Oberoffiziere, 468 Unteroffiziere, 33884 Gemeine, 5387 Pferde, für welche eben so viel Rationen beschafft werden mußten, 213 Spannpferde. Dazu mußte das Dorf 80 Wagen und 2 Chaisen, 14 reitende und 144 Fußboten stellen. Die Mannschaften kosteten der Gemeinde 12657 Thaler 16 Groschen, die Rationen für die Pferde 2294 Thaler 4 Groschen, die Spannwagen 242 Thaler 12 Groschen, die Boten 27 Thaler 18 Groschen und die Hauptsumme 15223 Thaler 2 Groschen. Was geliefert worden ist an Wagen, Vieh, Heu und Stroh, nebst der ganzen Ernte, beträgt 43368 Thaler 8 Groschen mit Inbegriff des Schanzens, Todtenbegrabens und Pferdeverscharens.“

Gebler, ein geborener Großröhrsdorfer, berichtet in seinen damals gemachten Aufzeichnungen Folgendes:

„Am 22. Mai nach der Schlacht bei Bautzen kamen Schaaren von Verwundeten auf allen Straßen zwischen Bautzen und Dresden. Diejenigen, welche nicht zu gehen vermochten, wurden auf Wagen und, in Ermangelung solcher, auf Schiebeböden ins Lazareth nach Dresden gefahren. Da gab es Jammer zu sehen! Verstümmelte Glieder; weitfließende Wunden, — aber die Gewohnheit hatte das Gefühl abgestumpft. Da in den Ortschaften unserer Gegend Pferde und Wagen selten geworden waren, so mußten auch von hier aus viele Männer mit Schiebeböden gestellt werden. So wurden denn die armen Menschen auf holprigen Wegen über Steine und Pflaster

gefahren und lagen gewöhnlich nur auf ein wenig Stroh, ohne welche Unterlage. Manche Unbarmherzigen schoben die scheinbar Todten von ihren Wagen oder Schiebeböden und kümmerten sich nicht darum, ob sie auch die Augen wieder aufschlugen. Am 30. Mai mußte Großröhrsdorf 50 Schiebeböcke, mit etwas Stroh versehen und zu jedem 2 starke Mann, auf den „Fuchs“ bei Schmiedefeld schicken, um Verwundete nach Dresden zu fahren. In gleicher Weise mußte das Dorf am 4. Juni 40 Schiebeböcke auf den „Fuchs“ besorgen, wo die unglücklichen Passagiere auf gleichen Fuhrwerken von Bautzen her ankamen, und denselbigen Tag nochmalige 40 Schiebeböcke bemannt wie die vorigen, ebenfalls auf den „Fuchs“.

Bis in den Herbst hinein waren Kriegslager in der Nähe des „Fuchses“ aufgeschlagen. Napoleon selbst übernachtete zu jener Zeit wiederholt im „Fuchs“. Die Bewohner des „Fuchses“ hielten sich oft tagelang in den umliegenden Wäldern auf, weil sie vielfach des Lebens nicht sicher waren. Nur zur Nachtzeit wagten sie sich schüchtern heran, um zu sehen, wie Alles stehe und ob ihr Heim noch erhalten sei. Ließen die Bewohner sich blicken, so wurden sie oft mißhandelt und bis auf den Tod geängstet. Ruhigere Zeiten traten erst mit dem Jahre 1814 ein.

Auf den Feldern rings um den „Fuchs“ hat mancher Soldat geraftet, ist mancher gestorben und begraben. Wiederholt hat man Reste aufgefunden, Hufeisen, Waffenköpfe, Sporen, auch Münzen. Erst vor wenigen Jahren fand der Besitzer des „Fuchses“ einige Geldstücke auf einem Acker beim Kleeholen.

Ein sehr reger Verkehr herrschte auf dem „Fuchs“ zu jener Zeit, als noch nicht das Dampfrosß die dortige Gegend durchbrauste, also bis zum Jahre 1846. Damals wurden Menschen und Güter zwischen dem Osten und Westen unseres Vaterlandes nur mit Hilfe der Wagen und Pferde befördert. Auf dem „Fuchs“ übernachteten oftmals so viele Reisende, Fuhrleute und Pferde, daß die Räume nicht ausreichten.

Der Hof, die Landstraße, der Garten waren dann mit einer förmlichen Wägenburg umlagert. In der geräumigen Gaststube war an manchen Abenden kaum ein Plätzchen zu finden. Fremde und Fuhrleute saßen hier plaudernd an den weißgeschuerten Tischen und Tischen bei einem Krüge Braunkler. Mancher lustige Schwank wurde dabei auch ausgeführt, manche ernste und heitere Geschichte erzählt. Die Fuhrleute brachen gewöhnlich sehr früh hier wieder auf, um ihrem weiteren Ziele zuzusteuern. Reisende und Fuhrleute waren in jener Zeit verpflichtet, wenn sie im „Fuchs“ Quartier nahmen, den Armen des Ortes eine kleine Gabe zu widmen. Zu diesem Zwecke waren Sammelbüchsen in den Wänden befestigt und zwar je eine in der Gaststube und im Hausflur. Noch heute befinden sich dieselben hier und erinnern den hier Einkehrenden an jene Tage. — Bis zum Jahre 1841 fuhr am „Fuchs“ auch die Postkutsche täglich mehrmals vorüber, die den Personenverkehr zwischen Naugun und Dresden vermittelte. Schmiedfeld war damals noch Poststation und besaß eine Postmeisterei, die stets stark in Anspruch genommen war. An manchen Tagen waren 60 bis 80 Pferde nötig, um Personen und Waaren zu befördern. Dann mußten sogar aus der Umgegend Vorspanne versorgt werden, und mancher Bauer in den umliegenden Dörfern hat sich in jenen Zeiten nur durch geleistete Vorspanndienste Vermögen und Unterhalt erworben. Noch heute leben in der Umgegend Leute, die Vorspanndienste geleistet haben und täglich nach dem „Fuchs“ oder nach der Postmeisterei beordert wurden. Die damaligen Hausknechte daselbst hatten ein gutes Auskommen und waren beneidete Personen.

Jetzt ist der Ort vereinsamt. An die ehemalige Postmeisterei erinnert nur noch das Po. gut. Auch auf dem „Fuchs“ ist es seit der Bahneröffnung und Einstellung der Post stiller geworden. Wohl halten hier auch noch heute Fuhrleute an, welche die Naugener Landstraße benutzen, und übernachten auch zeitweilig hier, aber die verkehrsreichen Zeiten sind vorüber. Hieran erinnern heute noch die große Gaststube, der weite Hof und die umfangreichen Stallungen. Auch heute noch ist der Aufenthalt auf dem „Fuchs“ nicht uninteressant. Die altherwürdigen Gebäude reden zu dem, der noch Sinn für die Vergangenheit hat, eine beredte Sprache und erinnern ihn lebhaft an den Wechsel der Zeiten. Nimmt man an einem der Fenster in der Gaststube Platz oder

setzt man sich zu längerer Rast an einem Sommerabend unter die jahrhundertalte Linde, welche mit ihrem weitausgebreiteten Blätterdache das Gasthaus überschattet, dann nimmt man wahr, daß die Naugener Landstraße, welche hier vorüberführt, noch nicht ganz verkehrssarm ist, da jagen Kutschen und Landauer vorüber, Lastwagen schleichen träge dahin, Radfahrer fliegen vorüber, Wanderer ziehen daher und zum Abend finden sich auch einige Stammgäste aus den nächsten Dörfern auf dem „Fuchs“ ein, um sich hier nach gethanem Tagewerke zu erholen, besonders ist das an Sonn- und Festtagen der Fall. Da nimmt man vielfach den „Fuchs“ als Wanderziel. Aber auch im Winter hat der „Fuchs“ seine Gäste. Selbst beim unfreundlichsten Wetter tritt hin und wieder ein Jäger mit seinem Hunde über die gastliche Schwelle, oder es kehrt ein Last- oder Holzfuhrmann hier ein. Hat man dann seinen Platz neben dem dunklen Kachelofen mit dem Blick auf die Landstraße und hinüber nach dem Waldessaum, dann läßt sich's hier gemüthlich sitzen und plaudern. Haben an einem Winterabend derartige Gäste sich hier zusammengefunden, dann kommt es auch ab und zu vor, daß ein Greis, der die früheren Zeiten noch kennen gelernt hat, aus jenen Tagen erzählt, während der Wintersturm durch das Geäst der alten „Fuchslinde“ braust. Das klingt dann Vielen wie ein Märchen aus vergangenen Jahrhunderten. Ja, das Alte stirzt, es ändern sich die Zeiten!

Aus Leipzigs vergangenen Tagen.

Im November vor 400 Jahren that Herzog Georg den ersten Schritt gegen die aus dem Franziskanerkloster in Leipzig vertriebenen Martinisten. Dieselben hatten am 13. August 1498 den Bilaristen oder Observanten weichen müssen, zogen nun die Rutte aus, vagabondirten durch die um Leipzig liegenden Dörfer und ließen in der Stadt Droh- und Schmähbrieife an schlagen. Sie beklagten es, daß sie arm wären und nicht wie ihre Brüder hätten „uff einmal VI tausent gulden gein Rom“ zur Bestechung senden können, und bezeichneten als ihre Feinde in der Stadt besonders die Rathsherren Wild, Breitenbach und Bauer. Ein an die Universität und die Bürger gerichteter Brief schließt mit den unverschämten Worten: „Biss gesegnet doctor Wilde, ein ursprung und anfang zu Leiptzk alles argen, der teuffel wird dyr in Kurtz deinen halss

abewurgen“. In demselben Briefe heißt es: „Uff sandt Michelsmarkt und ernachmals solt ir ein fewr nach dem andern sehen“ (nämlich: das wir anlegen werden). Der Herzog sandte, von einer Reise nach Königsberg heimgekehrt, Kopien dieser Drohbriese an den Minister provincialis des Franziskanerordens, Doktor Johann Heymstedt, und ersuchte ihn um Abstellung dieser schändlichen Vorgänge. Am 18. November antwortete der Doktor „dem hochvorluchten unde hochgeborn Fürsten, hertzoghe Turghen zcu Saxon etc., unsem gnedigen herrn“ aus Stendal, daß — dessen sei Gott sein Zeuge — „idt alle an sein Fulbort gheschein“, dies Alles ohne sein Wissen geschehen sei, daß er die vertriebenen Brüder weder dem Namen noch der Person nach kenne, daß es „vortwivelde mynschen“ (verzweifelte Menschen) seien und daß er Befehl erteilt habe, sie zu „fanghen unde incarceren“. Zugleich veranlaßte er die Aebtissin des Seustitzer Nonnenklosters, die Herzogin Margaretha von Sachsen, an ihren Vetter, den Herzog Georg zu schreiben, er solle den „wirdigen hern minister, wen er queme (käme), gutlich uffnehmen“, denn er habe die strengsten Maßregeln gegen die „irrenden bruder“ ergriffen. Diese trieben unterdessen ihr Wesen weiter. Sie beschuldigten den in Friesland weilenden Herzog Albrecht (den Beherzten), er habe sich mit Geld bestechen lassen und durch unbestimmten Bericht den Papst gewonnen, sie aus Kirche und Kloster zu vertreiben. Dagegen verwahrten sich Herzog Albrecht und sein Sohn, der Herzog Georg, und ermahnten ihre Unterthanen, „denen reden und thaten der übelgesinnten sich möglichsten Fleisses zu widersetzen“ und „sulcher untzimblichen und unwarhafftigen nachrede, ob die erregkt wirdt, in keinen wegk zu glauben.“ Sodann lud Herzog Georg den Minister der Franziskaner durch seine Statthalter mehrmals zu einer Besprechung ein, aber er kam nicht, weder nach Grimma, noch nach „Liipzt“ (Leipzig), noch nach Reiz und entschuldigte sich am 27. April 1499 bei dem Herzoge. Am 13. Mai berichtete der Leipziger Rath dem Herzoge von einem „schand liedt“, das die Vertriebenen, die sich damals in Lindenau aufhielten, auf die herzoglichen Rätthe, „den rath in gemeyn, etliche sunderliche person des rats unnd ire vorwantte geticht und gemacht“ hätten und dessen Verbreitung sie eifrig betrieben. Es erging deshalb die Bitte an den Herzog, bei dem bevorstehenden Provinzial-

kapitel zu Nordhausen zu beantragen, daß ein Widerruf und Bestrafung der Schuldigen erfolge. Ob dies geschehen, erfahren wir nicht. Am 11. November 1499 wandte sich Herzog Georg direkt an den Papst Alexander VI. Er bat um Beschützung der Vikaristen oder Observanten des Leipziger Franziskanerklosters und um ein Verbot der von den Martinisten gegen sie gerichteten Angriffe. Am 27. April 1501 begehrt die in Abwesenheit der Herzöge Albrecht und Georg als Regenten eingesetzten Statthalter vom Leipziger Rathe, er solle dafür sorgen, daß zwei Dresdner Franziskanermönche die „in irs closters sachen“ nach Leipzig kämen, im dortigen Franziskanerkloster eingelassen und beherbergt würden — die Einigkeit war aber immer noch nicht wieder hergestellt. Unterdessen hatten der Herzog Georg und der Leipziger Rath unausgesetzt mit der römischen Kurie verhandelt und endlich einen für die Vikaristen günstigen Schiedsspruch erlangt. Die Martinisten appellirten. Der Leipziger Rath ließ den Herzog durch Heinrich von Schleinitz bitten, es bei dem Minister der Franziskaner durchzusetzen, daß die Appellation zurückgezogen werde. Dies geschah aber nicht. Am 23. Mai 1503 beschwerte sich der Herzog bei dem Provinzialkapitel der Franziskaner in Cottbus über Umtriebe am päpstlichen Hofe gegen die Vikaristen in Leipzig. Erst am Ende des Jahres 1507 kamen sie in den ungestörten Besitz ihres Klosters, freilich nur, um 35 Jahre später es für immer verlassen zu müssen.

Aus Sachsen.

— In drei Jahrhunderten gelebt. Für den Ausgang des Jahrhunderts, dem wir entgegengehen, dürfte es interessant sein, zu erfahren, daß der eigenthümliche Fall, daß Jemand in drei Jahrhunderten gelebt hat, auch einmal eingetreten ist. In der Begräbniskirche zu St. Just in Ramenz in Sachsen findet sich u. A. auch eine alte hölzerne Gedächtnistafel aufgehängt, auf der wörtlich und deutlich lesbar Folgendes steht: Hir ruhet in got Albertus Blau, handelsman alhir, von Curus aus schotland gebirtig / ist auff dise welt geboren Ao. 1599 / hatt in ehestande gelebet 55 J. / hatt erlebet Kindeskindeskinder 24, ist gestorben 1710 jeines alters hundertt und elf jahr / sein vater Johann Blau ist gewesen schiffbotheimer und gasthalter / hat lassen machen sein Eydam Martin Keppe Ao. 1713.

Die Stumme.

Eine Erzählung von F. Staufen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Nehmt Euch nur keine Frau, Gevatter!“ sagte der Müller lachend. „Ihr mögt's drehen, wie Ihr wollt, die Frauen behalten doch immer recht!“ Dann reichte er seiner Frau die Hand und fügte hinzu: „Na, nimm das Mädchen in Gottes Namen!“

„Wenn's Euer Ernst ist“, sagte der Gevatter aufstehend, „so laun ich sie Euch holen.“ Er entfernte sich mit schnellen Schritten und in kurzer Zeit erschien er wieder, das Mädchen an der Hand führend, das er in einiger Entfernung zurückgelassen hatte. Ihr munteres Aussehen, ihre hübschen rothen Backen und ihre freundlichen hellen Augen hatten etwas Einnehmendes. Die Müllerin musterte sie mit geübtem Blick, und sie bemerkte sogleich, daß ihre Kleider zwar sehr geflickt, aber ganz rein und ordentlich waren.

„Hier bringe ich Euch Eure Pflgetochter Marie Hauffel!“ sagte der Gevatter feierlich, „erzucht sie fromm und ehrbar!“

„Amen!“ sagte die Müllerin.

„Und Du, Marie!“ fuhr der Gevatter fort, „das sind Deine Pflegeeltern; folge ihnen und liebe sie, wie Deine eigenen, denn sie thun noch mehr, Du bist ihnen fremd und sie wollen Dich halten wie ihr Kind. Du kannst ihnen nichts dafür geben, als Deinen Gehorsam und Deine Liebe, das thue aber von Herzen!“

Marie reichte erst dem Müller, dann der Müllerin die Hand. Das ganze Hausgestüde und die Müllerburschen waren während der Rede des Gevatters herbeigekommen. Sie wußten von dem Vorhaben der Müllersleute und schauten den kleinen Ankömmling neugierig an.

Die Rede des Peter Holauf hatte Alle bewegt. Die Frauen falteten die Hände und die Männer sagten untereinander: „Der Holauf kann doch sprechen wie ein Pfarrer: dafür ist er aber auch Ortsrichter!“ Auch Frau Grete war gerührt, sie wischte sich eine Thräne aus den Augen und sagte: „Nun kommt herein und stärkt Euch!“ Sie nahm Marie an der Hand und führte sie in die große Unterstube.

Hier fühlte sich Marie gleich zu Haus, denn, wenn auch Alles stilllicher und schöner war, als daheim, so war es doch ähnlich ein-

gerichtet. Rings um die Stube lief eine breite Bank, die, wie der große Tisch, blendend weiß geschleuert war. Um den Tisch aber standen Stühle von schön geschulkttem Eichenholz und auf dem Schüsselbrett, wo zu Haus nur irdenes Geschirr gestürzt war, bligten Teller und Schüssel von blankem Zinn. Marie war nicht schüchtern, und da sich der Hunger eingestellt hatte, so ließ sie sich wohl schmecken. Auch der Gevatter langte tapfer zu.

Bei dem Essen wurde nicht viel gesprochen und Marie sah nur manchmal freundlich die Müllerin an, die ihr dann wieder zunichte. Als Marie ihren Appetit gestillt und den Löffel aus der Hand gelegt hatte, sagte der Müller lachend: „Na, beim Essen scheint Deine Zunge nicht lahm zu sein, wenn Du so gut reden könntest, wie essen, dann wär's schon gut!“ Marie schoss die Thränen aus den Augen.

„Na Mädel, Du bist ja wie eine Wetterfahne! Eben hast Du noch gelacht, und nun willst Du gleich weinen? Verstehst Du denn keinen Spaß?“

Die Müllerin aber trocknete ihr mit der Schürze die Augen und sagte: „Mußt nicht weinen, Marie! Das meint mein Mann nicht böß! Er freut sich, wenn's Dir schmeckt! Komm nun, ich will Dir zeigen, wo Du schläfst!“

Sie führte sie eine Treppe hinauf, in ein freundliches Kämmerchen, wo ein kleines sauberes Bett stand. Marie aber weinte immerfort; sie dachte an die Mutter und den Vater, die sie nun nie mehr sehen sollte, und an die Geschwister, mit denen sie immer zusammen geschlafen hatte; nun sollte sie bei fremden Leuten schlafen, entfernt von ihren lieben Geschwistern.

(Fortsetzung folgt.)

Für eine Briefmappe.

Nicht verloren gehen Freundes Gruß und Wort,
Denn in treuem Herzen klingt ihr Echo fort.

* * *

Was Du säst an Liebe in die Welt hinaus,
Kommt als goldne Ernte wieder Dir nach Haus.

Das Resultat ist immer 64.

Man läßt Jemanden eine beliebige Zahl merken oder aufschreiben, mit 4 multiplizieren, dann durch 2 theilen, wieder mit 16 und dann nochmals mit 2 multiplizieren. Das Produkt nun mit der in den Sinn genommenen Zahl dividirt ist stets 64.

Verantwortlicher Redakteur: Julius Theiß, Druck u. Verlag: Alexander Wiede, Weide in Chemnitz.